

Neue Paradigmen: Vorsorgender Umweltschutz ...

Mit der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl 1986, dem Waldsterben und anderen Katastrophenmeldungen beginnt für die Umweltpolitik Ende der 80er Jahre eine neue Phase: Bisher hat man sich darum bemüht, Umweltverschmutzungen zu verhindern, indem man nachgeschaltete Technik einsetzt (End-of-pipe). Nun beginnt ein langsames Umdenken: Statt teurer und oft nur bedingt wirksamer End-of-pipe-Technologien, will man stärker an die Wurzeln der Verschmutzungen gehen, diese also erst gar nicht entstehen lassen. Vorsorgenden Umweltschutz nennt man das. Es geht jetzt also verstärkt um die Fragen, wie der Energie- und Ressourcenverbrauch so begrenzt werden und wie man Schadstoffe in der Produktion vermeiden kann, damit die dadurch bedingten Umweltbelastungen so weit wie möglich minimiert werden. Und es geht um die Frage, wie Produkte gestaltet werden müssen, die im Gebrauch und in der anschließenden Entsorgung möglichst wenig Schaden anrichten. Damit muss Umweltschutz neu konzipiert werden: Von nun an soll er am Beginn einer jeden Innovation stehen und über den gesamten Produktionsprozess mitgedacht werden. Ein neues Instrument dieser Phase ist die Umweltverträglichkeitsprüfung (UVP), später werden dann die Ökobilanzen bzw. die Lebenszyklusanalysen hinzukommen, mit denen genauer berechnet werden kann, welchen Effekt Produkte und Verfahren in der Herstellung und im Gebrauch tatsächlich auf die Umwelt haben.

In diesem Jahrzehnt erreicht der Umweltschutz einen hohen politischen und gesellschaftspolitischen Stellenwert; in der Amtszeit des Bundesumweltministers Klaus Töpfer werden viele wichtige Umweltgesetze erlassen. Auch die Klimaschutzpolitik – seit 1987 durch eine Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages vorbereitet – setzt internationale Maßstäbe, dasselbe gilt für Folgemaßnahmen wie die Einspeisevergütung für Strom aus Alternativenergien (1990). Mit dem Fall der Mauer allerdings werden dann nahezu schlagartig andere Themen wichtiger, zumal mit der Deindustrialisierung der neuen Bundesländer viele Umweltprobleme für das neue große Deutschland nicht mehr so stark ins Gewicht fallen. Erst mal.

Von der Rolle der Lebensstile und der Konsumentinnen und Konsumenten ist in dieser Dekade auf der politischen Bühne noch kaum die Rede, wenngleich natürlich Konsumkritik bereits seit den frühen 70er Jahren ihren Platz hat – vor allem in den Kreisen derjenigen, die sich für ökologischen Landbau und Bio-Lebensmittel engagieren, einer noch relativ kleinen und politisch nicht beachteten Nische.

... und Nachhaltige Entwicklung

Eine völlig neue Art auf das Thema Umwelt zu schauen, bricht sich dann ab Ende der 80er Jahre Bahn: Zum ersten Mal ist nun von Nachhaltiger Entwicklung die Rede. Die Weltkommission für Umwelt und Entwicklung der Vereinten Nationen (kurz: Brundtland-Kommission, benannt nach ihrer Leiterin, der damaligen schwedischen Ministerpräsidentin Gro Harlem Brundtland) legt 1987 ihren Bericht vor. Sie definiert das Konzept der Nachhaltigen Entwicklung wie folgt:

»Nachhaltige Entwicklung ist eine Entwicklung, die die Bedürfnisse der Gegenwart befriedigt, ohne zu riskieren, dass künftige Generationen ihre eigenen Bedürfnisse nicht befriedigen können.« Diese Definition der intergenerativen ökologischen und sozialen Gerechtigkeit ist Bestandteil aller danach vereinbarten internationalen Umweltabkommen.

Die Kommission sagt jedoch auch: »Im Wesentlichen ist nachhaltige Entwicklung ein Wandlungsprozess, in dem die Nutzung von Ressourcen, das Ziel von Investitionen, die Richtung technologischer Entwicklung und institutioneller Wandel miteinander harmonisieren und das derzeitige und künftige Potential vergrößern, menschliche Bedürfnisse und Wünsche zu erfüllen.« Damit macht die Kommission klar, dass es um grundlegende Verhaltensänderungen geht. Dieser Teil des Berichts wird jedoch seltener zitiert, weil er von weniger Akteuren akzeptiert wird.

Das Neue, um nicht zu sagen Revolutionäre, das der Idee der Nachhaltigkeit innewohnt, ist, dass sie ökologische, soziale und ökonomische Ziele miteinander in Verbindung setzt und nach den Interdependenzen

fragt – und zwar global. Ganz einfach ausgedrückt könnte man sagen: Wir müssen so leben, arbeiten und wirtschaften, dass unser Wohlstand weder auf Kosten der Natur noch anderer Menschen und Länder noch künftiger Generationen generiert wird.

Erlauben Sie der Autorin eine persönliche Bemerkung? Seit ich mich als junge Umweltjournalistin erstmals mit diesen Überlegungen befasst habe, bin ich sehr fasziniert: Hier liegt ein Konzept auf dem Tisch, mit dem sich tatsächlich die Probleme dieser Welt angehen lassen! Bis dato habe ich viel über betrieblichen Umweltschutz geschrieben und bin der Frage nachgegangen, wie sich Umweltschutz und wirtschaftliche Interessen miteinander in Einklang bringen ließen. »Umweltschutz ist wirtschaftlich!« »Schwarze Zahlen durch grüne Ziele«, das sind die Schlachtrufe dieser Dekade für den betrieblichen Umweltschutz. Mit diesen versuchen wir beim Ende der 80er Jahre neu gegründeten Verlag der ökologischen Briefe in Frankfurt die in weiten Teilen noch sehr zögerlichen Unternehmen zu gewinnen, mehr für die Umwelt zu tun, als ihnen der Gesetzgeber abverlangt.

Warum aber, so frage ich mich immer wieder, gehen wir überhaupt so nachlässig und gedankenlos, ja so zerstörerisch mit unserer Umwelt um? Überall auf der Welt? Die reichen Industrienationen haben nun das Geld für nachsorgenden Umweltschutz und bekommen mit steigendem Wohlstand und Verbrauch die Probleme dennoch nicht wirklich in den Griff. Im Gegenteil: Kaum ist eines gelöst, wächst ein neues, oft noch größeres nach. Da müsste man doch grundsätzlicher ansetzen, denke ich mir. Mit dem Konzept der Nachhaltigkeit haben wir nun etwas in der Hand, das mir geeignet erscheint, an die Wurzeln zu kommen. Umweltschutz, soziale und wirtschaftliche Ziele sollen nicht mehr getrennt voneinander bearbeitet, sondern zusammen gedacht werden, die wechselseitigen Abhängigkeiten aufgespürt werden. Das ist faszinierend und vielversprechend. Damals wie heute. Damit aber wird Nachhaltigkeit zu einer Leitidee, nach der sich alle Akteure richten sollen. Bis dahin ist es auch heute noch ein weiter Weg.

Es soll noch ein paar Jahre dauern, bis die Nachhaltigkeit von einem UN-Bericht in die politischen Debatten und Entscheidungen vordringen wird. Der erste Durchbruch gelingt mit der Weltkonferenz für Umwelt und Entwicklung (UNCED) 1992 in Rio de Janeiro, wo auch die Klimarahmenkonvention der Vereinten Nationen (UNFCCC) beschlossen wird. Denn die 80er Jahre sind auch das Jahrzehnt, in dem die Politik den menschenverursachten Klimawandel nun endlich zur Kenntnis nimmt und ernsthafte Schritte einleitet.

Bio wächst und wächst ...

Waren die 70er Jahre das Jahrzehnt, in dem der konventionelle Teil der Ernährungswirtschaft Bio ignoriert und als Projekt weltfremder, linksorientierter Außenseiter belächelt, so wandelt sich deren Haltung angesichts zunehmender Erfolge der Branche zu Beginn der 80er Jahre stark: »Jetzt wurden wir offen angefeindet«, erzählt Michael Radau, Vorstandsvorsitzender der SuperBioMarkt AG, die 2020 mit 24 Läden und 700 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in etlichen Städten vertreten sein wird und ihre Wurzeln in Münster hat, wo sie aus einem der ersten drei deutschen Bioläden entstand. Auch Radau gehört zu den Pionieren der frühen Jahre. Es erging den Bios ganz, wie es Mahatma Gandhi einst sagte: »Zuerst ignorieren sie dich, dann lachen sie über dich, dann bekämpfen sie dich, und dann gewinnst du.« Doch vom Gewinnen ist erst einmal noch nicht die Rede.

»Du Öko«, das war damals keinesfalls liebevoll gemeint«, sagt der Unternehmer Radau. Die konventionell wirtschaftenden Unternehmen erkennen nun, dass die Bio-Branche eine Konkurrenz für sie werden kann, und arbeiten mit allen Mitteln, um »den weiteren Aufstieg der Branche zu verhindern«, so Ulrich Walter von Lebensbaum. Das ist nun die Zeit, da Studien erscheinen, mit denen nachgewiesen werden soll, dass Bio keineswegs so gut sei wie behauptet. Gegenwind gibt es auch von renommierten Medien, wie Spiegel oder Stern (der titelte »Gift im Tee«) und auch von Testinstituten wie der Stiftung Warentest. »Die Tests waren grundsätzlich schon in Ordnung, überzeichneten aber in ihren zusammenfassenden Aussagen«, kritisiert Ulrich Walter. Die



Ulrich Walter beim Tea Tasting in Darjeeling

Laborresultate seien im redaktionellen Teil interpretiert worden, wozu man eigene Kriterien zugrunde gelegt habe. »Der Verdacht lag nahe, dass im Ergebnis herauskommen sollte, Bio sei eben doch nicht qualitativ besser und somit kein höherer Preis gerechtfertigt.« Man schaut allein auf die Schadstoffe, auch wenn die deutlich unterhalb des gesetzlichen Wertes liegen. So entsteht beim Verbraucher der Eindruck, Biowaren müssten völlig schadstofffrei sein. Drei bis viermal wird im Laufe der Zeit auch ein Produkt

von Lebensbaum schlecht bewertet, weil zum Beispiel ein Pestizid darin gefunden wird. »Das hat uns zwar viel Arbeit gemacht, aber nie ernsthafte Probleme«, sagt Ulrich Walter. »Wir haben immer sehr proaktiv reagiert und unsere Geschäftskunden sofort informiert, die dann gut vorbereitet waren, wenn Verbraucher nachfragten.« Allerdings hat sich Walter auch über die Testmagazine geärgert: »Es ist gut und wichtig, dass es diese Tests gibt, denn sie helfen den Unternehmen und den Kunden. Doch oft sind die Kriterien, die die Tester zugrunde legen, nicht wirklich nachvollziehbar.«

Doch ungeachtet aller Anfeindungen und ungeachtet dessen, dass sich mit McDonald's, Burger King & Co., aber auch Döner-Imbissen die Fastfood-Kultur auch in Deutschland breitmacht – was allerdings im ländlichen Raum noch keine Rolle spielt –, bescheren die 80er Jahre dem Naturkosthandel ein sehr starkes Wachstum, das größte bisher überhaupt, das mit der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl nochmals nahezu explosionsartig ansteigt: »Wir hatten überproportionale Umsatzsteigerungen, da konnten wir uns gar nicht mehr retten«, erinnert sich Roswitha Weber von Biogarten. »Die Marktentwicklung ging

rasant, es wurden mehr und mehr Naturkostläden eröffnet und alle zwei, drei Jahre mussten wir erweitern«. Lebensbaum wächst 1986 um 30 Prozent. Üblich sind in diesem und im Folgejahrzehnt, wie auch in der gesamten Branche niedrige zweistellige Wachstumszahlen.

Mehr Läden, das verlangt auch die Großhandelsstrukturen auszubauen und an den Strukturen der Branche insgesamt zu arbeiten: 1983 findet im hessischen Oberursel die erste Messe der Branche statt, der Frankfurter Körnerkongress (FKK), die liebevoll »Müsli« genannt wird. Ulrich Walter erinnert sich:

»Um die Messe vorzubereiten, haben wir schwer geschuftet. Ich habe jede Menge schwere Honigkisten in den 4. Stock geschleppt, wir haben eine lebendige Kuh ins Foyer gestellt.« Anders als heute ihr Nachfolger, die Biofach, ist die »Müsli« der Anfangsjahre familiär, man



Programmheft der ersten Müsli-Messe, 1983



Lebensbaum Messestand, 1986

kennt sich, sie ist bodenständig, einfach. Gestritten wird da noch wenig, das kommt erst, als es um den Verbandsaufbau geht. Dann treffen Idealisten und Businessorientierte hart aufeinander. »Das hat uns so manche Versammlung fast gesprengt, bloß, weil niemand den Mut hatte, zu sagen: Jetzt haltet mal die Klappe!«, sagt Walter heute.

Gestritten wird nicht nur um die Frage, wie viel Struktur die Bio-Branche braucht, sondern unterem anderem auch darum, welche Rolle Importe spielen dürfen. »Viele wollten immer viel besser sein, als es uns aktuell möglich war. Das hatte dann schon auch eine Tendenz des Verhinderns. Denn es wurden Qualitätskriterien aufgestellt, die teilweise unrealistisch waren und mit denen sich Einzelne Wettbewerbsvorteile erhofften.«

Die ersten Zeitschriften zum Thema Bio-Lebensmittel erscheinen, wie »Nachbarschaft«, »Biogarten«, oder »Mahlzeit«, 1986 dann das Magazin »Schrot & Korn«, das 2020 mit einer Auflage von rund 850 000 Exemplaren verteilt werden wird. Später wird dann auch das Magazin »BioHandel« gegründet, das sich speziell an Branchenvertreter richtet und ebenfalls noch heute existiert. Aller Kontroversen zum Trotz werden erste Organisationen gegründet, um sich auch als Branche präsentieren zu können: 1983 der Naturkost e. V. (eines der Gründungstreffen findet in Diepholz statt), der 1988 in den Bundesverband Naturkost Naturwaren Einzelhandel e. V. sowie in den Bundesverband der Naturkost- und Naturwaren-Großhändler e. V. umgewandelt wird, die Vorläufer des heutigen Bundesverband Naturkost Naturwaren (BNN). Fortan arbeiten die Unternehmen auch in der Fortbildung und Öffentlichkeitsarbeit zusammen und organisieren erste Qualitätskontrollen der Bio-Produkte.

1982 gründen zehn Pioniere des ökologischen Landbaus Naturland*, ein Anbauverband, der schnell Mitglieder (auch Tierhalter) gewinnt, sich schon wenige Jahre später auch international engagiert, indem er mit der Organisation des Fairen Handels Gepa zusammenarbeitet und sich daran beteiligt, weltweit die ersten Teegärten auf Ökologischen

* 2019 zählt Naturland 65 000 Bauern zu seinen Mitgliedern, 4000 davon in Deutschland, die in 58 Ländern rund 440 000 Hektar Land ökologisch bewirtschaften

Landbau umzustellen. Schnell folgen noch weitere Verbände, teils regional organisiert.

Mitte der 80er Jahre gibt es in Deutschland schon über 1000 Bioläden, die nun versuchen, professioneller zu arbeiten, das heißt vor allem effizienter und auch mit einem aufgemöbelten, sprich modernisierten Erscheinungsbild. So will man über die Szene hinaus für »normale« Kundinnen und Kunden interessant werden.

Erste Anfänge von Bio in der DDR

In der DDR gelingt Erstaunliches: Auf Drängen der Bürgerbewegung wird Ende der 80er Jahre der Biologe Michael Succow stellvertretender Umweltminister der DDR und bringt das Nationalparkprogramm. Im großen Stil werden Flächen unter Naturschutz gestellt. Es gibt auch erste Ansätze zur Ökologisierung der Landwirtschaft und Landnutzung. Die Landwirtschaft in der DDR ist von großen, industriellen Strukturen geprägt. Es gibt riesige Flächen mit Monokulturen, die Tier- und Pflanzenproduktion ist strikt getrennt. Viele Menschen besitzen aber einen Schrebergarten, wo sie Obst und Gemüse anbauen, manche davon auch in Öko-Qualität. Als die Landwirtschaft ab Mitte der 80er Jahre immer stärker industrialisiert wird, entsteht in der DDR mit einem Arbeitskreis in Wittenberg eine erste Gegenbewegung: Kaum Landwirte sind dabei, dafür aber Chemiker, Biologinnen, Hausfrauen, die Kontakte zu den Akteuren des ökologischen Landbaus im Westen und zur IFOAM knüpfen. Aus dem Arbeitskreis wird der Verein Gää, unter dessen Dach sich dann Vertreterinnen und Vertreter sowohl der biologisch-dynamischen Wirtschaftsweise als auch der organisch-biologischen versammeln.*,**

* Helma Heldberg: Die Müslimacher, 2008, S. 122f.

** Bäuerinnen und Bauern der schweizerischen Bauernheimatbewegung entwickelten in den 1940er und 1950er Jahren den organisch-biologischen Landbau als eigenständiges ökologisches Landbausystem. Dieses System bildete die Grundlage für die weitere Entwicklung des ökologischen Landbaus in Deutschland, ausgenommen der biologisch-dynamischen Wirtschaftsweise, die sich eigenständig entwickelte, siehe https://de.wikipedia.org/wiki/%C3%96kologische_Landwirtschaft#Organisch-biologische_Landwirtschaft, abgerufen am 8.10.2020.

... und beschert der Branche auch Probleme

Druck kommt nun vom konventionellen Handel, der sich – als er erkennt, es ist nicht mehr nur eine marginale Minderheit, die sich für Bio-Lebensmittel interessiert – selbst in dieses lukrativer werdende Geschäft einsteigen will: Bio-Produkte finden sich nun auch vereinzelt in den Regalen der Supermärkte. Auch die Ansprüche der Kundinnen und Kunden steigen. Kleinere Läden ohne Kühlregal oder ohne Gemüseabteilung haben daher kaum eine Überlebenschance mehr. Nach Schätzung der Zeitschrift »Schrot und Korn« machen Mitte der 80er Jahre rund 100 Läden Pleite – gleichwohl steigt die Gesamtzahl aufgrund des Booms und zahlreicher Neueröffnungen weiter.

Auch einige Regionalverteiler schaffen es nicht in die neue Zeit, denn sie haben Probleme den infolge des Wachstums immer höheren Lagerbestand zu finanzieren.*

Die Gründe für die erste Krise der Branche inmitten der starken Wachstumsphase sieht Franz-Theo Gottwald von der Münchener Schweisfurth-Stiftung, die viele Projekte zum ökologischen Landbau fördert, vor allem »in den Governance-Strukturen, die damals noch immer recht unklar gewesen sind«. »Man hat nicht von der Zukunft her gedacht und gehandelt, sondern evolutionär.« Mit anderen Worten, nicht langfristige Ziele und Visionen sind die Leitschnur, an denen die Akteure ihr Handeln ausrichten. Sie entwickeln vielmehr einen Schritt aus dem anderen, wie es sich gerade ergibt.

Noch herrscht in den meisten Unternehmen das genossenschaftliche Denken vor: »Alle sollten gleich sein, die Chefs und Fahrer möglichst gleich viel verdienen«, sagt auch Friedrich Ostendorff, der für die Grünen/Bündnis 90 von 2002 bis 2005 und erneut seit 2009 im Bundestag sitzt und sich dort um das Thema Ökolandbau kümmert. »Doch dann zogen mit der Professionalisierung in der Branche auch mehr und mehr gewisse kapitalistische Gesetze ein, was zu langen Diskussionen führte. Einige wandten sich deshalb damals ab.« Skepsis gibt es zu der Zeit auch noch gegenüber dem Demeter-Verband, der schon mit festen Struktu-

* Helma Heldberg: Die Müslimacher, 2008 S. 18 und 147

ren arbeitet, was vielen Undogmatischen in der Szene wenig attraktiv erscheint.

Mitte der 1980er Jahre ist also für die Bio-Branche eine Zeit größerer Veränderungen. Oder eigentlich müsste man korrekter sagen: für die Naturkostbranche. Denn nicht zu vergessen: Das Sortiment der Läden ist nun erheblich größer, aber ein Teil der feilgebotenen Waren wird noch immer konventionell hergestellt. Zum einen, weil es längst noch nicht alle Produkte in Bio-Qualität gibt, zum anderen aber auch, weil die Kundinnen und Kunden die erheblichen Preisunterschiede für Bio nicht bei allen Produkten akzeptieren. Zudem sind manche Produkte Bio, aber nicht entsprechend zertifiziert, oder zum Teil werden auch nur Teilaspekte erfüllt, wie zum Beispiel bei unbehandelten Zitronen. Nun aber gibt es bereits 2000 Erzeuger und Hersteller biologischer Nahrungsmittel, der Anteil der Bio-Waren im Naturkosthandel wächst auf 60 bis 90 Prozent. Spätestens jetzt ist es auch an der Zeit, die Diskussion um eine einheitliche Qualität voranzutreiben und vor allem Maßnahmen dafür auf den Weg zu bringen. Von einer gesetzlichen Regelung für Bio ist man ja noch weit entfernt, die wird es erst in den 90er Jahren geben. So einigt sich die Branche 1984 erstmals auf gemeinsame Qualitätsstandards. Man will geschlossener auftreten, Bio soll verlässlicher und transparenter werden.

Qualitätssicherung wird Thema, nörgelnde Rechthaber, verpasste Chancen, Bio und Fair nähern sich an

Qualitätssicherung ist also das große Thema der zweiten Hälfte der 80er Jahre. Weil der Markt und die weitere Expansion es verlangen, aber auch weil ein paar schwarze Schafe auf den Zug aufgesprungen sind, die unsauber arbeiten und zum Beispiel Bio-Müsli mit billigerem konventionellem Müsli vermischen. So entsteht der Qualitätsarbeitskreis »Quark« und später das vom Verband Naturkost e. V. gegründete Qualitätsinstitut »Quin«.^{*} Nun soll klarer definiert werden, was Bio eigentlich ist: Mindestens naturbelassen sollen die Waren hergestellt sein, also

^{*} Helma Heldberg: Die Müslimacher, 2008, S. 87

ohne Kunstdünger und Pflanzenschutzmittel, und die Tiere sollen artgerecht gehalten und geschlachtet werden. Die im Verband anerkannten Erzeugerorganisationen müssen sich im Inland mindestens an die Richtlinien der Stiftung Ökologie und Landbau halten, die im Ausland an die von IFOAM, der internationalen Organisation für den ökologischen Landbau.

Apropos Tiere: Die Puristen der Anfangsjahre wollen in ihren Läden kein Fleisch anbieten. Im Zuge dessen, dass Bio breitere Kundenschichten erreicht, also auch Nicht-Vegetarierinnen und Vegetarier, wird darüber aber heftigst debattiert, was, wie wir heute sehen, dazu führt, dass der Bio-Handel inzwischen das gesamte Spektrum aller Lebensmittel im Sortiment hat. Das heißt nun aber auch: Fast alles zu jeder Jahreszeit und auch vermehrt Convenience. Doch so weit sind wir in den 80ern noch nicht.

Um den Kunden die hohe Qualität der Waren zu garantieren, gründet die Branche 1988 die Arbeitsgemeinschaft Ökologischer Landbau (AGÖL). Die darin vertretenen Erzeugerverbände verpflichten sich, die gemeinsamen Richtlinien einzuhalten. Die AGÖL besteht bis 2002 und wird dann durch den Bund Ökologische Lebensmittelwirtschaft (BÖLW) abgelöst (siehe Kapitel 2000er Jahre).

Was gibt es noch über die 80er Jahre zu berichten? Bisher haben die Akteure des Fairen Handels und der Biolebensmittelwirtschaft nahezu völlig getrennt nebeneinanderher gearbeitet. Die einen eröffnen Weltläden für ihre Produkte, die anderen Naturkostläden. Eine Verbindung zwischen den beiden Richtungen sehen noch die wenigsten. Hätte man sich damals schon mit der nachhaltigen Entwicklung beschäftigt, wäre man sicher schnell darauf gestoßen, dass Umwelt und soziale Gerechtigkeit, Naturschutz und Menschenrechte, ökologische Landwirtschaft und soziale Entwicklung eng zusammengehören, ja, dass das eine das andere bedingt. Doch es dauert seine Zeit, bis die neuen Ideen und Konzepte tatsächlich bei denen ankommen, die sie in neue Politik, in neue Wirtschafts- und Unternehmenskonzepte umsetzen sollen und können. Die 80er Jahre sind ein Jahrzehnt von Symbolhandeln und nörgeleicher Rechthaberei. Die Akteure verschlafen daher viele ihrer Chancen.

Ende der 80er Jahre jedoch tut sich etwas: Gepa, die Gesellschaft zur Förderung der Partnerschaft mit der Dritten Welt, 1975 gegründet und 2020 der europaweit größte Importeur von fair gehandelten Produkten, beginnt nun, seine Waren auch über die Bioläden zu vertreiben. Langsam, ganz langsam nähern sich also Bio und Fair einander an. Doch bis heute finden sich noch viele Produkte, die entweder nur das eine oder das andere Label tragen. Viele Verbraucherinnen und Verbraucher setzen auch Fair mit Bio gleich, obwohl Fair durchaus konventionell produziert sein kann. Und was die Nachhaltigkeit angeht: Es dauert lange, bis sich die Bio-Branche tatsächlich intensiver damit auseinandersetzt. Gerade in den Boom-Jahren, die noch lange anhalten sollen – und erfreulicherweise auch heute noch nicht vorbei zu sein scheinen –, gibt es offenbar wenig Anlass, sich neuen Herausforderungen zu stellen. Es ist wie in anderen Erfolgsbranchen auch: Solange es gut läuft, gibt es keinen Anlass etwas zu ändern. Wieso auch? Wir sind doch mit dem, was wir tun, erfolgreich, heißt es dann. Dass sich aber die Gesellschaft und die Herausforderungen ändern, wird oft nicht schnell genug erkannt. Der Hauptfokus liegt also nach wie vor auf dem Umwelt- und Gesundheitsschutz. Themen wie Klimaschutz in der Ernährungswirtschaft oder Arbeitsbedingungen in der Landwirtschaft und in den Unternehmen spielen zunächst keine Rolle.

Doch noch mal zurück zum noch kleinen Geschäft, das die Walters 1979 in Diepholz übernommen hatten. Wie geht es damit weiter?

Die Walters gründen Lebensbaum

Ihren Bioläden in Diepholz führen Angela und Ulrich Walter Anfang der 80er Jahre immer noch nebenberuflich. Sie arbeiten teilweise von zu Hause aus, Teile des Bauernhauses dienen als Lager und Arbeitsstätte. Die Jobs mit dem Bioladen in Einklang zu bringen, war schon nicht leicht. »Als dann aber unser mittlerweile zweites Kind kam, waren wir in der Bredouille. Wir brauchten eine Aushilfe, doch hatten das Geld nicht. Wir haben unsere Tochter also mit in den Laden genommen. Und zum Glück hat auch meine Mutter die Kinder ab und an betreut.« Später eröffnen die Walters neben dem Laden auch noch das »Kleine Café«,



Erste Lebensbaum-
Produktion in den
frühen 80ern

den Kuchen dafür backt Angela Walter an den Wochenenden selbst. Doch es läuft nicht so richtig. Unter der Woche kommen zu wenig Gäste, oder vor allem Schülerinnen und Schüler, die sich hier treffen, aber wenig verzehren. »Die Einnahmen deckten nicht die Kosten. Wir lebten buchstäblich von der Hand in den Mund.« Auch Brot backt sie für den Laden. Das verkauft sich gut. »Den Brotbackofen hat mein Vater mitfinanziert. Dafür bekam er regelmäßig ein leckeres Brot.«

Hat sie jemals daran gezweifelt, dass das alles die richtige Entscheidung war? »Nie«, sagt Angela Walter. »Ulrich und ich sind sehr praktische Menschen, es macht uns Spaß, immer wieder etwas Neues anzupacken. Und was man anfängt, muss man auch zu Ende führen. Nur das Café haben wir nach vier Jahren aufgegeben. Es gab zu wenig Resonanz, und die Wochenenden waren uns dafür zu schade. Es ging auf Kosten unserer Lebensqualität.« Die Anfänge waren geprägt von Handarbeit und Improvisation.

»Das Müsli für den Bioladen haben wir in Wäschewannen gemischt und dann in Zellophan verpackt. Milch, Käse und Obst kam von Bio-bauern aus der Region. Es gab auch Schüssler Salze, Socken und Kerzen aus Bienenwachs«, erzählt Angela Walter.

Für manche Produkte müssen die Walters bis nach Hamburg fahren, 170 Kilometer mit dem Bulli. Tochter Maren erinnert sich, dass sie und ihre Schwester als Kinder abends, nachdem der Laden geschlossen hatte, ins Auto gepackt wurden, wenn irgendwo Waren abgeholt werden



Kaffeekirschen am Kaffeestrauch: Reif sind die roten Kaffeekirschen, von grün über gelb bis rot sind verschiedene Reifestadien zugleich am Strauch

oder Italien. Sie suchen Landwirte, die einerseits den Methoden des biologischen Landbaus folgen und andererseits etwas vom Kräuteraanbau verstehen. In Deutschland ist der Kräuteraanbau nur noch in wenigen Regionen zu finden, zum Beispiel im Bodenseeraum, in Teilen Hessens und Bayerns.

Um den Import besser gestalten zu können, gründeten sie mit einem holländischen Kollegen die Firma Euroherb. »Dabei ging es sehr konspirativ zu. Wir hatten ja eigentlich eine tiefe Abneigung gegen alles Formale und Organisierte, spürten aber in unserem tiefsten Inneren, dass es ganz ohne eben auch nicht ging. So gründeten wir mit möglichst wenig Aufhebens, quasi im Hinterzimmer«, erinnert sich Ulrich Walter. »Wir waren nun auf der Suche nach weiteren Landwirten, die Kräuter in Bio-Qualität anbauten. Es ging aber auch darum, größere Mengen abnehmen zu können, um es für unsere Firmen, aber auch die Landwirte insgesamt wirtschaftlicher zu gestalten. Allein die Einsparungen bei den Transportkosten waren signifikant.«

Bei seinem Stöbern nach Biowaren dringt Walter bis nach Mexiko vor: »Buschpiloten mit Flachmann in der Lederjacke haben mich zu versteckten Kaffeepflanzungen in die Hochtäler Mittelamerikas geflogen.« Später übernimmt er den Kaffee einer Demeter-Plantage im Süden Mexikos, die zuvor bereits an einen anderen Hersteller lieferte, der



Mexiko, Kaffee-
plantage Finca
Irlanda,
von links: Franz
Niehoff, Ulrich
Walter, Bernd
Peters,
90er Jahre

jedoch daran offensichtlich nicht mehr interessiert ist, wie der Demeter Verband erklärt. »Ich war schon immer von der anthroposophischen Demeter-Philosophie sehr angetan. Diese Haltung und Konsequenz haben mich tief beeindruckt.« Als Erzieher ist Ulrich Walter auch der Waldorfpädagogik sehr zugetan. 1987 schließt er sich daher mit seiner Firma Lebensbaum Demeter an. Später in den 90er Jahren arbeitet er sogar für eine Weile im geschäftsführenden Vorstand des Demeter-Bundes.

Bei seiner Suche nach Biokaffee begleitet ihn Franz Niehoff. Der hat gerade die Rösterei seiner Familie in Gronau an der niederländischen Grenze übernommen, als sein Vater mit nur 55 Jahren plötzlich stirbt. Er, der sich während seines Studiums in Berlin in der »3.-Welt-Szene« bewegt, röstet nun auch Soli-Kaffee aus Nicaragua (»Sandino Dröhnung«). Meine Erinnerung an diese Kaffees, die wir in der Wohngemeinschaft tranken: bitter. Aber das gute Gefühl, damit etwas für Nicaragua zu tun, machte ihn genießbar. Irgendwie.

Ulrich Walter erkundigt sich in Bremen bei einem Kaffeimporteure nach einem Kaffeeröster, der auch Biokaffee verarbeitet, und wird an Franz Niehoff verwiesen. »1982 bin ich dann mit einer Schütte Kaffee zu Ulrich Walter nach Diepholz gefahren«, erzählt Niehoff. »Da kommt mir ein Bilderbuchvorzeigegrüner mit langen Haaren und Jesuslatschen aus dem Laden entgegen. Wir mochten uns gleich. Es war der Beginn einer Freundschaft, die bis heute anhält.« Die beiden fliegen dann



Original Niehoff
Firmenschild aus
den 80ern

zusammen nach Mexico, auf eine Plantage, von der Niehoff Kaffee bezieht, jedoch noch nicht in Bio-Qualität. Sie können den Inhaber, den deutschen Hermann Schimpf, davon überzeugen, einen Teil davon auf Bio umzustellen. 1983/84 liefert die Plantage Biokaffee an Lebensbaum, der bei Niehoff's Kaffeeröster geröstet wird, wie alle anderen Kaffees danach auch. Die beiden werden in den kommenden Jahrzehnten noch oft zusammen nach Süd- und Mittelamerika zu Kaffeelieferanten reisen. Viele Jahre später wird Ulrich Walter dieses Unternehmen kaufen. (siehe Kapitel 2010er Jahre). Übrigens, was Ulrich Walters Äußeres angeht: »Er hat mehrere Metamorphosen durchgemacht«, meint Niehoff schmunzelnd, »bis hin zum bestangezogenen Bio-Unternehmer.«

Harte Jahre, Probleme mit den Banken

Die ersten fünf Jahre von Lebensbaum sind für die Walters extrem hart, nicht nur, weil die Firma zunächst in ihrem Haus auf dem Land in Rehen unterkommt. Wo vorher Pony und Schafe wohnten ist jetzt die Produktion und das Lager: Hier füllen sie die Waren ab, etikettieren und verschicken sie, hier werden Rechnungen geschrieben. Alles auf wenigen Quadratmetern. Permanent geht es auch um die Frage, woher das Kapital kommen soll, das sie für die Entwicklung der Firma brauchen. »Am Anfang machten wir ein paar Fehler, die uns Geld kosteten«, berichtet Ulrich Walter. So bekommen sie Kräuter aus Frankreich, die

weder gerebelt noch geschnitten sind, sodass sie die Walters selbst verarbeiten müssen, was zu erheblichen finanziellen Verlusten führt. Dann die Idee mit dem Bio-Wein mit Kräutern: Die Flaschen waren nicht richtig deklariert und mussten zurückgenommen werden. »Der finanzielle Schaden war erheblich und hätte uns fast das Genick gebrochen«, sagt Walter. »Als wir dann noch Teebeutel, gemeinsam mit Gepa übrigens, die in Sri Lanka gefertigt wurden, ins Sortiment aufnahmen, wären wir fast endgültig Pleite gegangen. Wir hatten unterschätzt, dass unsere Kunden Teebeutel ablehnten, und so blieben wir auf großen Teilen der Ware sitzen.« Später kehrt sich dieser Trend völlig um, heute wird kaum noch loser Tee verkauft.

Das nächste Problem: »Wir brauchten Geld für weitere Investitionen, wir wollten ja das Unternehmen nicht ewig in unserem Wohnhaus haben. Aber die Banken verlangten plötzlich Sicherheiten«, erzählt Angela Walter. Junge Unternehmen aber benötigen Geld zu bezahlbaren Bedingungen und ohne allerhöchste Absicherung. Die Banken verlangen zu der Zeit über zehn Prozent Zinsen. »Die Anfangsjahre waren schön und aufregend, aber ich war dann heilfroh, als wir das Größte überstanden hatten.«

Fair Handeln etwas anders verstanden

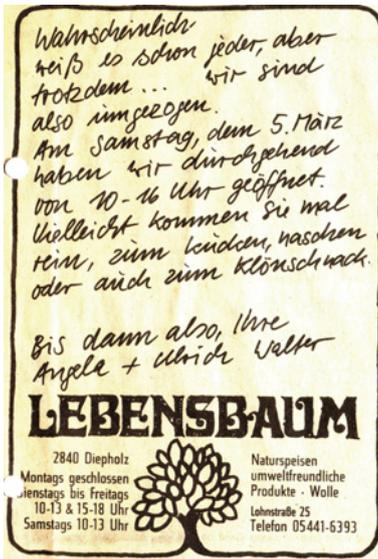
Noch mal zurück zum Fairen Handel: Paradoxerweise ist Ulrich Walter etwas skeptisch gegenüber dem Konzept des Fairen Handels. Ausgerechnet er, der sich von Anfang an mit seinen Lieferanten auf Augenhöhe trifft, immer darauf bedacht, dass die Geschäfte im gegenseitigen Interesse abgeschlossen werden und der bis heute in allen Produzentländern hohes Ansehen genießt, weil sich diese Geschäfte in der jeweiligen Region wirtschaftlich wie sozial sehr positiv bemerkbar machen. Ausgerechnet er, der stets großzügig mithilft, wenn es einen Missstand gibt, den er mit seinen Mitteln mit beheben kann, um den Landwirten zu helfen, erfolgreich zu sein: Netzwerke aufbauen, Anschluss an den Biohandel organisieren, die Kosten für Zertifizierungen übergangsweise zu finanzieren, oder eben – später dann – auch mal eine Schule zu bauen. Ausgerechnet er macht ein Fragezeichen an den Fairen Handel.

Das Konzept findet er teilweise zu eng: »Für mich waren und sind die sozialen Aspekte der Nachhaltigkeit einfach so was von selbstverständlich. Ich mag es daher nicht, wenn Leute Produkte nur deswegen kaufen, damit die Beschäftigten vor Ort ein paar Cents mehr in der Tasche haben. Natürlich ist die Bezahlung wichtig, aber viel wichtiger sind doch die ökonomisch langfristigen Beziehungen zwischen Produzenten und Handel, die den Bauern Planungssicherheit geben. Unternehmerisches Handeln macht für mich nur Sinn, wenn es der Gemeinschaft insgesamt dient«, so Walter. »Wenn ich einen Partner nicht ausreichend bezahle, kann ich damit rechnen, dass er Pleite geht. Dann muss ich mir einen neuen suchen, das ist ein großes Risiko für die Qualität und die Verfügbarkeit meiner Waren. Also muss ich doch ein eigenes Interesse an fairen Geschäftsbeziehungen haben.«

Doch auch Ulrich Walter zahlt besonders am Anfang aus falsch verstandener Solidarität Lehrgeld. So kauft er Kaffee bei Kleinbauern in Mexiko ein, die jedoch erfüllen den Vertrag nicht, liefern schlechte oder sogar gar keine Ware. »Ich dachte: ›die armen Bauern‹ und habe das zunächst akzeptiert. Das ist aber der absolut falsche Weg. Es reicht also nicht nur, mehr Geld für sinnvolle Projekte vor Ort zu geben, man muss auch dafür sorgen, dass die Vereinbarungen auf beiden Seiten eingehalten werden«, das hat Walter schnell gelernt. Und noch etwas wird ihm bald klar: Es kann passieren, dass sich die Menschen vor Ort an das Zusatzgeld gewöhnen und die eigene Initiative vernachlässigen. Auch Korruption begegnet ihm. »Wir mussten erleben, dass Mitglieder einer



Erste mechanische Abfüllmaschine. Abgefüllt wird Hausteefee, ein noch heute bestehender Klassiker, Mitte der 1980er Jahre



Anzeige zur Neueröffnung von Bioladen und Café, 1983

Kooperative gar nichts von dem Geld abbekamen, das wir bezahlt haben, sondern ein Partner sich das selbst in die Tasche steckte.« Deshalb sei es so wichtig, immer ganz direkte Beziehungen zu pflegen. »Man muss die Risiken sehr genau kennen, um das beste Ergebnis zu erzielen.« Zu den langfristigen und guten Beziehungen gehört für Walter auch, dass er seinen Lieferanten hilft, wenn es Probleme gibt (siehe Kapitel 2010er Jahre).

Weil er der Meinung ist, mehr zu tun, als im Fairen Handel üblich, denkt Ulrich Walter später tatsächlich darüber nach, ein

Siegel zu initiieren, das neben der Biozertifizierung auch Umwelt- und Sozialkriterien erfasst. »Das allerdings kann kein firmeneigenes Siegel sein, sondern muss von einer externen und anerkannten Auditfirma verantwortet werden und für alle zugänglich sein«, so Ulrich Walter. »Es muss auch die gesamte Lieferkette umfassen, damit auch den Handel. Nur wenn alle Partner einer Lieferkette gemeinsam Verantwortung übernehmen, wird es funktionieren.«

Walter kooperiert dennoch mit dem Fairen Handel, weil der zumindest ein wichtiges Kriterium erfüllt, nämlich darauf aufmerksam zu machen, dass manches auf der Welt eben nicht fair ist und dieser Zustand nach Veränderung schreit. Langfristig, so Walter, mache es aber nur dann Sinn, wenn diese Einsicht auch bei der Politik ankommt. Ohne politische Rahmenbedingungen kann es keine fairen Lieferketten geben. »Die bittere Erkenntnis ist aber auch, dass das seinen Preis haben wird. Jedoch wird Deutschland dadurch nicht in Armut versinken,« denkt Walter.